

(Nachdruck verboten.)

14]

Marusia.

Von W. G. Korolenko.

(Schluß.)

Aber Stepan sagte das nicht. Im Gegenteil, seine Augen, die noch vor ein paar Minuten so kühn und trotzig der Gefahr entgegengeschaut hatten, die sogar herausfordernd gewesen waren, wurden trüb und traten förmlich in ihre Höhlen zurück; das Gesicht wurde blaß, und seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Bügel seines Pferdes, als wenn er über einen Abgrund reiten würde. Das Pferd wollte rascher laufen, es wieherte und der Schaum trat ihm vor die Zähne, der schöne Kopf bekam einen leidenden gequälten Ausdruck, während es nur langsam vorwärts konnte. Aber sein Reiter schien zum Automaten geworden zu sein, und die Hand ruhte schwer und fest auf dem Bügel.

Maria schritt bald feillich in einiger Entfernung von ihm und bald vor ihm. Ihre Stimme wuchs und wurde immer leidenschaftlicher. Und dieselbe Leidenschaft und dieselbe felsenfeste Ueberzeugung sprachen aus Abrams Ton. Seine herrlichen Augen blitzten und schlugen förmlich Funken, die Stimme bebte und zitterte vor moralischer Entrüstung.

Die Stimmen von Abrascha und Maria wurden immer lauter, das Lachen der Menge immer höhnischer. Ich hatte Angst, es könnte zu einer Katastrophe kommen, und lief rasch über die Straße, um unser Thor zu öffnen. Ich war überzeugt, daß Stepan zu uns kommen würde und wollte ihn von unsrem Hofe aus schützen und die Menge zurückweisen.

Und wirklich lenkte er schon das Pferd um die Ecke, als plötzlich etwas ganz Unerwartetes geschah. Die schöne Tatarin, die sich immer so würdevoll benahm, ließ sich von ihrer Leidenschaft hinreißen. Sie trat plötzlich vor und machte vor aller Welt in der Richtung nach Stepan zu eine schamlose Bewegung.

In unsren Augen kann eine solche Bewegung immer nur die Frau selbst schänden, aber ich habe schon oft bemerkt, daß das Volk so etwas als eine schreckliche persönliche Beleidigung auffaßt. Es war auch hier so. Stepan zuckte zusammen, und einen Moment schien es, als würde sich sein Pferd sofort auf die Tatarin stürzen. Aber er hielt es noch im letzten Augenblick zurück, während es sich auf die Hinterfüße stellte. Die Menge teilte sich und machte freie Bahn und einen Moment später war Stepan unter dem Lärmen und Zohlen der triumphierenden Menge in einer wirbelnden Schneewolke verschwunden.

Das war ein vollkommener moralischer Sieg der einen Seite und ein vollständiges Unterliegen der andern. Es war der Sieg des in seiner Einfachheit einheitlichen und in sich gefestigten Verbrechens über die schwankende, sich ihrer selbst schämende Tugend. — —

Am selben Abend beschlossen mein Gefährte und ich, in die kleine Niederlassung am See hinauszureiten. Wir hatten beide das Bedürfnis, Stepan zu sehen, um ihm direkt oder indirekt unsere Sympathie auszudrücken.

Wir machten uns vor Sonnenaufgang auf den Weg und waren bei hereinbrechender Nacht an Ort und Stelle.

Es war jetzt schwer, die Landschaft zu erkennen. Ringsumher war alles verschneit, der Wald war ganz weiß, hinter ihm stiegen bei dem blaffen Mondlicht die undeutlichen Konturen der Felsen auf, der See war gefroren und mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, nur an einer Stelle war ein immer wieder erneutes Loch im Eise, um Wasser schöpfen zu können.

Die kleinrussische Hütte war leer und die Fensterscheiben dicht mit Eistrüsten bedeckt. Hinter ihr stand eine winzige jakutische Winterhütte mit schiefen Wänden, die wie ein Schneehaufen aussah; ich hatte sie im Sommer gar nicht bemerkt. Jetzt erglänzte ein Feuerstreifen hinter den kleinen Fenstern und aus dem Rohr stieg kergengerade eine weiße Rauchwolke auf. Sie verlor sich hoch oben in der klaren Mondnacht.

Alles war weiß, blaß und durchsichtig. Hundegebell empfing uns schon aus der Ferne, und aus der knarrenden Thür trat Timocha mit einer mächtigen Holzstange in der Hand, er schien sich auf die mehr zu verlassen als auf sein Gewehr.

Marusia empfing uns höflich, aber Stepan war nicht da. In der Hütte war seine Abwesenheit kaum merkbar. Es war ziemlich eng, aber bequem und einladend, und Marusia und der Arbeiter schienen ganz behaglich zu leben. Sie wußten nichts von den Vorgängen in der Niederlassung, sie wußten nicht einmal, daß er hinübergeritten war. Wir erfuhr, daß er oft wochenlang nicht nach Hause kam. Sein Leben schien sich mehr und mehr von der Hütte am See und den Weiden, die da wohnten, zu trennen.

Wir mußten schließlich Marusia den Grund unsres Besuches erzählen.

„Jetzt wird er's noch toller treiben“, sagte Timocha. Auf die Mähre in Marusias Schoß fiel eine Thräne; es war ein Gemd, das sie für Timocha nährte.

Zwei Wochen später erfuhren wir, daß Stepan nach den Goldgräbereien gegangen war.

XI.

Fast ein Jahr verging. Anfang Frühling, aber von einer andren Seite her, als gewöhnlich, kam der Assessor Fedesejew in die Niederlassung. Er übergab uns Briefe und Zeitungen, dann hat er uns Platz zu nehmen und sagte:

„Ja, richtig, was für eine unangenehme Geschichte!“

„Was denn?“

„Dort unten am See. So einen Kerl haben sie dort, Timofej oder so was Ähnliches. Ein Arbeiter, der bei ihnen gedient hat, oder weiß der Teufel was er ist.“

„Ja, ein Arbeiter.“

„Er ist verwundet oder hat sich selbst unvorsichtig verwundet. Eine geheimnisvolle Geschichte! Haben Sie gar nichts darüber gehört?“

„Nein, nichts. Ist er schwer verwundet?“

„Nein, leicht. Es geht ihm schon besser. Ich habe es von andren erst erfahren, sie selbst sagen gar nichts. War Stepan nicht bei Ihnen?“

„Er ist längst nach den Goldgräbereien ausgewandert.“

„Ist gar nicht so lange her, daß er bei mir war, um sich einen Paß zu holen. Nach authentischen Nachrichten war es zwei Wochen vor diesem Ereignis . . .“

Und plötzlich einen vertraulichen Ton anschlagend, fuhr er fort:

„Unter uns gesagt, ich bin überzeugt, das ist seiner Hände Wert.“

Und mit einem listigen Lächeln fügte er hinzu:

„Also da haben Sie's, Weiberherzen! Wissen Sie noch, was ich Ihnen alles vorgeschwatzt habe? Liebe, Fdylle, Treue. . . Und ich sage Ihnen, dieser Arbeiter ist häßlich, Qua . . . Qua . . . Also wie heißt es denn?“

„Quasimodo?“

„Ganz recht, Quasimodo. Ich komme gerade von dort, ich habe ein Protokoll aufgenommen.“

„Nun, und? . . .“

„Er sagte, er sei selbst schuld, er habe unvorsichtig mit der Finte gespielt. Aber die Wunde ist so, daß das einfach ausgeschlossen ist. . . Verstehen Sie?“

„Und das Gefängnis ist wieder besetzt?“

„Wie Heringe im Faß stecken sie dort,“ sagte er mit der gewohnten Handbewegung. „Und überhaupt, verstehen Sie meine Herrn, das ist streng vertraulich, ganz unter uns . . .“

Er schaute nach der geschlossenen Thür hinüber und sagte: „Dann müßte man nämlich noch eine zweite Sache auf-rühren. Und es ist schade um den Geistlichen . . .“

„Also wirklich? sagte ich. „Eine Landstreicher-Ehe?“

„Woher wissen Sie's?“

„Ich wußte, daß sie die Absicht hatten, sich trauen zu lassen. Also es ist Stepan doch gelungen.“

„Wie so Stepan?“

„Ja, wem denn sonst?“

„Also wer's gemacht hat, weiß ich nicht, aber er hat sich trauen lassen, der Arbeiter. Und so ein Kerl, sage ich Ihnen, und hat sich doch alles so großartig einzurichten verstanden!“

Also sogar diese Bemühungen Stepans waren schließlich Timocha zu gute gekommen. Wir fiel Stepans Haß gegen Timocha ein, und was er über das listige Wesen des Alten gesagt hatte. Und doch war ich auch jetzt fest überzeugt, daß seine Rolle in der ganzen Sache rein passiv gewesen war,

wie immer. Marusia hatte ihn einfach geheiratet. Zerbrochen, zu Boden geworfen, hatte sie noch einmal die Frau und die Wirtin in sich aufrichten wollen. Dazu mußte sie ihre Wirtenschaft erhalten und ihre Winkel, und zur Wirtenschaft braucht man einen Wirt. Das war alles nichts andres als eine Schale, in die sich diese kranke Seele, wie eine Puppe eingepoimen hatte.

Und übrigens. Wer weiß! Mir fiel der Abend ein, den ich mit ihnen draußen am Felde verbracht hatte, Timochas Erzählung und Marusias heiße Augen und der schmerzliche Ausdruck ihres Gesichtes. Und ich dachte daran, daß in dieser Frau, die mit all ihren Kräften danach rang, die Bäuerin in sich zu erhalten, dieser typische Feldarbeiter vielleicht auch noch andre Saiten hätte anschlagen können.

Aber das alles war mir zu unklar und nebelhaft, um meine Hypothese dem Assessor Fedosejew auseinander zu setzen.

XII.

Ich habe vor kurzer Zeit einen Brief von dort bekommen. Eine meiner Bekannten beantwortete ausführlich alle meine Fragen nach Menschen und Verhältnissen.

„Ueber Stepan ist es schwer, etwas Näheres zu erfahren,“ schrieb sie. „Man hat förmlich an ihn vergessen. Maria, ihr jetziger Name ist Zacharowa, lebt noch immer „in der Hütte am See“. Der Ort hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, und die Regierung schickt gern Russen hin, von denen man hofft, daß sie sich mit Feldarbeit befassen werden. Es ist der verheißungsvolle Ausgangspunkt einer Kolonie geworden, die gewiß einmal Bedeutung erlangen wird. Marusia hat zwei Söhne; der eine ist schon ziemlich groß und ein prachtvoller Arbeiter. Beide sprechen kleinrussisch besser als russisch. Auch Timochja ist ein guter Arbeiter, aber alle Welt behauptet, daß Maria die eigentliche Wirtin dort draussen ist. Uebrigens behandelt sie ihn mit allen äußeren Zeichen einer gehorsamen Gattin. Er trinkt manchmal ein bißchen und schlägt sie dann. Sie erzählt das gern. A. J., die in ihrer Nähe wohnt, meint sogar, daß sie mit einem gewissen Stolz von den Schlägen spricht, die ihr Bauer ihr giebt.“

Sie hat sich ausgerichtet, dachte ich, als ich den Brief zu Ende gelesen hatte. Mir fiel wieder der junge verkrüppelte Lärchenbauer ein. Sogar diese Schläge! Wahrscheinlich dachte Marusia, daß sie in ihrem Heimatdorf doch auch irgend einen Timochja geheiratet hätte, wenn nicht all das, was sie aus ihrer Sphäre hinausgerissen hatte. . . . Und ihr Bauer dort, zu Hause, hätte wahrscheinlich auch getrunken und dann hätte er auch geschimpft und geschlagen. Es war eben einer von ihren Leuten der gesegnete Ehemann.

Jeder Mensch hat seine individuellen Glücksbegriffe.

Während meiner Studentzeit, in meiner Jugend erzählte mir einmal ein Kollege folgende Geschichte. Er hatte plötzlich seine Lektionen verloren und war an die äußerste Grenze der Not gekommen. Er hatte schon zwei Tage fast nichts gegessen, als man ihm neue Arbeit antrug. Er schlich mühsam durch die Straßen in das betreffende Haus und dachte, daß er den Auftrag kaum würde ausführen können. Wenn er wenigstens ein Angeld bekommen würde, dachte er, einen Rubel, gerade einen Rubel. Und seine Einbildung machte ihm plötzlich ganz deutlich den gelben Schein. Mit diesem Bilde vor Augen hörte er die Erklärungen des Bestellers an. Schließlich bot ihm dieser ein Angeld an und zog einen Zehnrubelschein aus dem Portemonnaie. Der Student schaute enttäuscht den Schein an, er hatte etwas andres erwartet.

„Einen Rubel“, sagte er mit stumpfer Gier.

„Aber gestatten Sie.“

„Einen Rubel“, wiederholte er mechanisch und eindringlich, „einen Rubel!“ Der andre zuckte die Schultern, und mein Kollege erhielt das Gewünschte. Und in diesem Augenblick fühlte er sich vollkommen glücklich.

Auch Marusia hatte vom Schicksal ihren Rubel ertrotzt. Ob sie wohl auch glücklich war? Uebrigens enthielt der Brief noch eine Nachschrift.

„Ich habe A. J. Ihre sonderbare Frage wiederholt. Sie findet in Marusias Lachen nichts Eigentümliches, sie macht überhaupt den Eindruck eines vollkommen normalen Menschen.“

Also Marusia hatte sich wirklich aufrichtet. Ich las den Brief zu Ende und vor mir erstanden die Bilder und Erinnerungen, die ich jetzt dem Leser erzählt habe. Die Nachrichten über Marusia bereiteten mir ein gewisses Gefühl der Genugthuung, die krampfhaften Anstrengungen dieses jungen gebrochenen Wesens waren also doch nicht einflusslos geblieben.

Aber wenn ich jetzt die vergilbten Blätter durchsehe, auf die ich einst in kurzen Zügen Stepan's Geschichte niedergeschrieben habe, dann durchzuckt ein tiefes Weh mein Herz. Und von der Musterwirtschaft am See möchte ich einen Blick hinüberwerfen in das Schicksal eines einsamen Unbefriedigten Menschen, der vielleicht schon längst irgendwo zu Grunde gegangen ist. —

(Nachdruck verboten.)

Amerikanischer Humor.

Von J. Cassirer.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat uns der amerikanische Humor oft und herzlich lachen gemacht, und auch jetzt noch erheitern uns die neuen Blüthen, die er unausgesetzt treibt. Daß die Amerikaner eine humoristische Ader besitzen, wird niemand mehr leugnen wollen; schwieriger ist es aber zu sagen, worin denn eigentlich der Humor unserer transatlantischen Vetteren besteht. Das ist eine keineswegs so leicht zu beantwortende Frage. Auch der vorliegende Aufsatz verzichtet darauf, diese Frage lösen zu wollen; er will nur in einigen Beispielen zeigen, welcher Gattung der amerikanische Wit angehöret. Da haben wir in erster Reihe: den Humor der Uebertreibung. In der amerikanischen Gattung scheint die Uebertreibung überhaupt das wesentliche Element zu sein. Die Yankee's haben ja ohnedies schon den Ruf, eine Nation von „Ausschneidern“ zu sein, und viele Aussprüche ihrer Humoristen sind ganz dazu angethan, diesen Ruf noch zu erhöhen. Ein charakteristisches Beispiel hierfür bietet der bekannte Schriftsteller Mr. Lowell. Er erzählt uns von einem Regier, „der so schwarz war, daß man mit Kohle auf seiner Haut einen weißen Strich machen konnte“. Bei einer andern Gelegenheit spricht er von einem mit Schindeln gedeckten Dache, dessen Schindeln „so täuschend wie Marmor angestrichen waren, daß sie im Wasser unterliefen“. Der genannte Autor hat auf diesem Gebiete sehr viele Nachfolger gefunden, denn ein Schriftsteller versichert seine Leser allen Ernstes, daß er einen Baum kannte, „der so groß war, daß es zweier Männer und eines Knaben bedürfte, wenn man bis zu seinem Gipfel aufschauen wollte“. Derselbe vertrauenswürdige Forscher berichtet ferner in seinen Reisebeschreibungen, daß er einst einem Boote begegnet ist, das von solch geringem Tiefgang war, daß man es selbst dort, wo nur ein wenig Thau gefallen war, bemerken konnte“. Ein anderer Reisender traf einen Ram, „der so corpulent war, daß wenn sein Schatten zufällig auf ein Kind fiel, dasselbe getödet wurde, denn so schwer war noch sein Schatten!“ Freilich, solche Naturmerkwürdigkeiten und solch wunderbaren Anblicken begegnet man nur in jener von der Natur so sehr begünstigten Gegend, die man etwas wegwandernd mit „da unten, im Osten“ bezeichnet. Ganz im Einklang mit dem wunderbaren Charakter der wunderlichen Söhne von „da unten im Osten“ steht es, daß ein im zarten Alter von fünfzehn Monaten stehendes Kind von Hause weglaufen wollte, „weil es gehört hatte, daß seine Eltern es Caleb rufen wollten“. Leider berichtet die Geschichte nicht, was aus diesem vielversprechenden Jüngling geworden ist. Zweifellos wird er es noch einst bis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bringen, wenn er es nicht vorherzogen haben sollte, eine Forschungsreise nach dem Monde anzutreten. Es ist auch nicht unmöglich, daß er sich nach Kentucky begeben hat und dort die berühmte Salbe erfunden hat, die diesem Staate so große Berühmtheit verschafft hat, und die von solch wunderbarer Wirkung ist. Hat zum Beispiel ein Hund durch irgend einen unglücklichen Zufall seinen Schwanz verloren, so braucht man nur auf die Stelle, an der der Schwanz saß, ein wenig von dieser Wundersalbe zu reiben und — bald wird daran ein neuer Schwanz gewachsen sein. Vielleicht war aber auch er jener gewichtige Knabe, der einen alten Schwanz, den er gefunden hatte, lüchlig mit dieser Salbe einrieb und damit das stamenswerte Resultat erzielte, daß am Schwanz ein zweiter Hund wuchs, der dem ersten so ähnlich war, daß man beide nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Diese Geschichte erinnert an das Finguis, welches einst Josh Millings über die Wirksamkeit eines gewissen Haaröls ausstellte. Er sagte darin: „Ein paar Tropfen davon zerrieb ich auf dem Griff meines Spazierstods, auf dem schon seit mehr als fünf Jahren nichts mehr gewachsen ist. Und was war die Folge? Jetzt muß ich meinen Spazierstod jeden Tag am Griffe rasieren, bevor ich damit ausgehen kann.“

Das sind nur einige wenige Proben des Humors durch Uebertreibung, die sich aber sehr leicht noch vermehren ließen. Nur zwei kleine Wästen dieser Gattung, die wir in einer amerikanischen Zeitschrift fanden, wollen wir hier noch anführen: Auf die Bemerkung, daß an einem gewissen Tag eine strenge Kälte geherrscht habe, erwiderte ein unversähter Yankee: „Kalt? Na, ich sollte wohl meinen, daß es kalt war. Ich kam an dem Abend nach Hause, steckte das Licht an und froh dann in mein Bett. Dann wollte ich das Licht ausblasen, — ja, froh Mahlzeit, das ging nicht mehr, denn die Flamme war gefroren, — ich mußte sie jetzt abbrechen.“ Die andre Erzählung handelt von einem sehr merkwürdigen physiologischen Experiment. Ein Mann aus unrer Bekanntschaft hatte seiner Gesundheit wegen sehr viel eisenhaltiges Wasser trinken müssen. Einst wurde er des Diebstahls einer Kuh beschuldigt und

bestwegen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Im Gefängnis schnitt er sich an seinem Arm eine Ader auf, und dem entströmenden Blute konnte er so viel Eisen entnehmen, daß er sich daraus ein Brecheisen verfertigte, mit dessen Hilfe es ihm auch gelang, sich einen Weg in die Freiheit zu bahnen.

Die Verbindung verständiger mit unsinnigen Bemerkungen oder allerlei Behauptungen, die mit ernsthaftester Miene vorgebracht werden, bringen den Humor der Ueberraschung mit seinen überaus komischen Wirkungen hervor. Hierfür liefert uns Ariemus Ward Beispiele. Er erzählt von einem jungen Mann, der von der Aushebung befreit zu werden wünschte und das damit begründete, daß er der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter wäre, „die ihn unierfüllte“. An unrichtiger Stelle angewandte Ausdrücke oder falsch gebrauchte Fremdwörter lassen diese Art des Humors entstehen. Artemus, der um seine Geliebte freit, macht dieser das Kompliment, daß sie wie eine „Gazelle“ sei, und fügt dann erläuternd hinzu: „ich glaube, das sollen ziemlich hübsche Dinger sein“. In der Hitze seiner Leidenschaft versetzt er sich zu dem Wunsche, „er möchte Fenster an seiner Seele haben, damit seine Angebetete seine Gefühle auch sehen könnte“. „Denn da drinnen wüthet ein so mächtiges Feuer, daß man in ihm alles Fleisch und sämtliche Nerven der umliegenden Ortschaften zu Mittag kochen könnte“. Eine so heiße Liebeserklärung verdient aber auch eine glühende Antwort. Und Befeh bleibt die Antwort nicht schuldig, sie schlägt nicht lange auf den Busch, sondern geht schwurstracks auf ihr Ziel los. Sie findet, daß gegen ihre Liebe weder der Besw noch die andren feuerspeienden Berge anstommen können, und wenn Artemus auch das meine, was er gesagt habe und mit ihr zusammengepöppelt zu werden wünsche, so habe sie bereits „eingehakt“. Noch viele andre Beispiele dieser Art Humor finden wir bei Artemus. Nach der Belagerung von Richmond begegnet er einem „farbigen“ Pfarrer und fragt ihn: „Sind Sie sich auch bewußt, welche erhebende Größe zu erfassen?“ — Ruhig erwiderte der „farbige“ Pastor, daß er eben einen Schnaps trinken wolle.

Eine dritte Gattung des Humors, die wir den Humor der Philosophie nennen möchten, erinnert an die bekannten „Gedankenplättchen“ der „fliegenden Blätter“. Es ist amerikanische Art, Gemeinplätze und selbstverständliche Dinge mit der ernstesten Miene von der Welt vorzutragen, als wäre jeben eine Entdeckung von allergrößter Tragweite gemacht worden. Oft äußert sich dieser philosophische Humor in Form eines Epigramms, wie beispielsweise: „Viele Leute prahlen so sehr über ihre Ahnen und ihre Abstammung, während doch gerade ihre zahlreiche Nachkommenschaft das meiste an ihnen ist.“ In beiden Seiten des Oceans findet man solche Leute, und in unserem Zeitalter der „Snobs“ sind sie keineswegs selten. Dod Diles' bekannte Aussprüche weisen viele deraartige Aussprüche auf: „Es ist gotlos, am Sonntag zu betrinken; das Geiz trägt dieser Thatsache Rechnung, indem es das Offenhalten der Läden verbietet.“ „Das Simbild der Wohlthätigkeit sollte ein Kreis sein, denn gewöhnlich endet sie dort, wo sie angefangen hat, nämlich — bei sich selbst.“ Josh Billings, der auch in Deutschland bekannt ist, hat diese Gattung des Humors vielfach bereichert. Sein Witz und seine Weisheit, die er in kurzen, treffenden Aphorismen zum Ausdruck bringt, sind oft von ganz eignen Reiz und vielen seiner Aussprüche haften noch der frische Erdgeruch an. Nach ihm „muß es doch furchtbar sein, dumm zu sein, denn jemand kann dumm sein und braucht es nicht einmal zu wissen“, eine Wahrheit, die den höflichstypigen Stukern und Gigerln unsrer Zeit nicht genug empfohlen werden kann. „Wenn ich gefragt würde“, schreibt Billings, „was heutzutage die Hauptbestimmung des Menschen ist, so würde ich ohne Zögern antworten: Zehn Prozent“. Seine Ansichten über weibliche Erziehung klingen aus den Säen: „Ich zweifle keineswegs, daß es wohl möglich wäre, Frauen so zu erziehen, daß sie nicht mehr vom Stochen verstehen als viele Geistliche vom Predigen, und wenn sie so gebildet sein werden, daß sie eine beliebige Stelle im Virgil vom Blatte herunter werden übersetzen können, dann werden sie auch ein Baby aus der Wiege nicht mehr so anders hin setzen können, ohne ihm Schaden zu thun.“ Seine Behauptung, daß es zwei Dinge in der Welt giebt, auf die man niemals genügend vorbereitet ist, nämlich — „Zwillinge“, wird wohl niemand bestreiten wollen. Ebenso wenig die, daß Unglück und Zwillinge selten allein kommen. Aus diesen und andern pessimistisch klingenden Aeußerungen zu schließen, sollte man meinen, daß Josh Billings mit Sarah Camp übereinstimmt, die das Leben für ein Jammerthal hält, in dem die Freude nicht zu finden ist. Dem ist jedoch nicht so, und er selbst warnt vor einer deraartigen Auffassung: „Der Mensch ist zur Trauer geboren.“ Das war die private Meinung eines gewissen Burns, eines Schotten, den man von Kindheit an zum Dichter erzogen hatte. Wir beide, ich und er, stimmen aber in diesem Punkte nicht überein, was jedoch bei großen Geistern nicht selten ist. „Der Mensch ist nicht zum Trauern, er ist zum Lachen geboren.“

Durch eine absichtliche Vernachlässigung aller Regeln der Grammatik, durch eine willkürlich gewählte Orthographie und durch Excentricitäten des Stils werden von amerikanischen Autoren mit Vorliebe starke Wirkungen auf die Lachmuskeln erzielt, und diese Ader des transatlantischen Humors, den man wohl den Humor

der Orthographie nennen darf, gilt für Amerika geradezu als charakteristisch. Leider lassen sich hierfür keine Beispiele geben, da die Pointe des Witzes in der Uebersetzung verloren gehen müßte. —

Kleines Aeuilleton.

th. In den Zwölfen. Es liegt kein Schnee auf den Wegen, aber man spürt es doch, daß Winter ist, harter Winter. Eine dicke Eiskruste deckt den See. Dünm ist sie nur, aber sie ist doch da. Man hört das Wasser dagegenschlagen. Es gurgelt und siphnt in den Tiefen und hebt sich immer von neuem, die Fessel zu sprengen. Aber die Fessel hält gut. Langsam gehe ich am See entlang.

So still ist es rundum, still und tot. Schwarz steht der Wald und regungslos. Unter meinen Füßen raschelt das welke Laub, sonst nicht ein Laut. Auf dem Bruchholz am Ufer sitzen Krähen. Sie lassen die Flügel hängen und rühren sich nicht.

Es ist noch früh am Nachmittage, aber trotzdem bricht bereits die Nacht herein. Drüben über den Bergen sibt die Dämmerung und spinnt graue Schleier und wirft sie aus über Stadt und Land. Sie flattern und schweben und legen sich über Feld und Heide immer dichter und dichter, nur noch Sekunden, und die Dunkelheit ist da.

Denn es ist Winter und die Zeit der Zwölfen, die Zeit der langen Nächte. Das Licht ist überwunden. Das Licht schmachtet in Ketten und Banden, die Finsternis hat gefestigt.

Ein Windstoß kommt vom Wasser her. Er jagt durch den Wald und wächst an und schwillt. Sturm!

Die dürren Aeste knacken unter seinen harten Griffen. Die jungen Tannen biegen sich, die alten wetterfesten Eichen ächzen und knarren.

Tief, tief im Walde säuzt ein Baum. Und ich horche dem Liede, das der Sturm sich singt; der Wintersturm, der Sturm der langen Nächte. Und er singt von dem Kampf des Lichtes und der Nacht, dem uralten ewigen Kampf.

Ein wildes Triumphlied singt er sich, wie dröhnendes Hohnlachen klingen seine Stimme durch den zitternden Wald.

Von dem Frühling singt er, der die Erde deckte mit jungem Grün, von wogenden Aehrenfeldern und duftenden Blumen, von all dem jubelnden Leben lachender Sommerszeit.

Von der Sonne singt er, die so hoch am Himmel stand, so golden, so strahlend, und so schön, so siegesicher in ihrer warmen lebensverkeudenden Kraft.

Und immer wilder wird sein Lied. Und er singt: Ich habe sie doch bezwungen! Ich bin der Riese aus Reibelheim, der Sturmriese, der Winterriese. Frost heißt mein Bruder, meine Schwester die Nacht!

Ich habe das Laub von den Bäumen gerissen, ich habe die bunten Blannen gelmickt. Ich legte die Felder leer.

Und mein Bruder, der Frost, schmiedete eisige Fesseln und schlug das Leben in Ketten und Banden und nahm ihm all seine Lebenskraft. Und meine Schwester, die Nacht, breitete ihren Mantel aus, und er ist dunkel und dicht und läßt die Sonne nicht mehr scheinen. Ich habe das Licht besiegt.

Der Herr der Erde werde ich sein! Biegt euch, ihr Bäume, wenn ich daherkahre mit Brausen, biegt euch vor mir bis zur Erde.

Wer sich nicht biegt, den werde ich zerschmetterern. Mein ist die Nacht, ich bin der Herr, zittern sollt Ihr vor mir! So singt der Sturm.

Und der Wald steht und hört ihm mit Beben, und das Leben hält seinen Atem an. Tod und Stille überall.

Dichter und dichter wehen die Schleier der Nacht.

Da — Da, drüben im Westen — ein Leuchten, es kriecht entlang an den Wolkensändern, hell — immer heller — die Wolken zerreißen — strahlend in goldner Glorie sieht die Sonne da. Die sinkende Sonne wirft einen letzten Blick auf das Land.

Und der ganze Himmel ein Flammenbrand — tiefblau, purpurrot, violett . . . Und die ganze Welt ein Flammenbrand, lichtumwoben, goldumhandt.

Und mitten in all der leuchtenden Blut der Wald, der starre, der tote Wald! Der tote Wald?

Der lachende, lebende knospende Wald. An allen Aesten hängt es dick und voll, schwellendes Leben quillt aus allen Rinden, junge Knospen, junges Grün.

Und es ist ein Raunen in den Zweigen, ein Wispern und Flüstern, wie von heimlichen Stimmen, ein Nicken und Lachen an allen Ecken und Enden.

Die Sonne sinkt. Die goldne Blut verblaßt. Aber die raunenden Stimmen bleiben und flüstern weiter, und es klingen ihr Flüstern wie höhrender Spottgesang wie lodender Auf zum frühlichen Kampf.

„Zulzeit! heilige Zeit! Sonnenwende! Trotz dir Winter, trotz dir Tyrann, der du dich aufbläht als Herr der Welt. Schmiede uns in Ketten, eisiger Frost, hülle uns in Nacht ewige Finsternis; wir leben doch. Wir biegen uns unter deiner Faust, wir schweigen, wenn du daherkahst mit Brausen, aber wir leben doch.“

Wir warten auf unsre Stunde.

Wir stehen laßl in Armut und Dürftigkeit, in unsrem Innern aber quillt es und treibt Leben, das du nicht töten kannst, Leben, das erst erstarbt unter deinen Ketten.

Wir wissen, daß unsre Stunde kommt. Wir haben das Licht gesehen.

Und wer das Licht gesehen hat, kann nicht sterben.

Troß dir Winter, Troß dir Tyrann! Was ist uns der Wahn deiner Herrengröße?

Julzeit, heilige Zeit, Sonnenwende! Aufwärts geht es, dem Licht entgegen! —

— **Zitterbewegungen des Körpers und der Erde.** In seiner Antrittsvorlesung zu der ihm übertragenen Professur der Pshyik an der Universität Leipzig sprach Prof. Dr. O. Wiener über die Erweiterung unsrer Sinne und kam dabei auch auf die Gedankenübertragungen zu sprechen. Wie erstaunlich die Leistungen von Personen sind, deren Sinne durch Anlage oder Übung an Empfindlichkeit den Sinnen eines Durchschnittsmenschen überlegen sind, das beweisen die Versuche der Gedankenleser. Der Gedankenleser empfindet die kleinsten Druckschwankungen der unwillkürlichen und unbewußten Zudungen der führenden Hand derjenigen Person, die an ein Wort, einen Gegenstand, eine Handlung gesammelt und kräftig denkt. Die Leistungen des besten Gedankenlesers werden aber übertroffen durch einen Apparat, den der Pshyiker Robert Sommer in Gießen gebaut hat, und welcher gestattet, die unwillkürlichen Bewegungen eines Fingers, einer Hand und insbesondere eines Fingers aufzuzeichnen. Diese Kurven zeigen plötzliche Schwankungen, wenn z. B. das aus einer Anzahl Wahlworte gedachte Wort ausgesprochen wird, und verraten dieses dadurch. Der Apparat dient in erster Linie der Aufgabe, die feinen Unterschiede verschiedener Nervenkrankheiten zu erkennen. So sind die Kurven der Zitterbewegungen des Alkoholikers andre als die des Paralytikers. — So gut wie die kleinsten Zitterbewegungen des menschlichen Körpers, können wir auch die geringsten Schwankungen des Erdbodens mit geeigneten Instrumenten erkennen. Dazu dient unter andrem ein in nahezu horizontaler Ebene schwingendes Pendel, ein Horizontalpendel; es trägt an seiner Achse einen Spiegel, der das Bild einer punktförmigen Lichtquelle auf eine mit lichtempfindlichem Papier versehene, durch Uhrwerk angetriebene Trommel wendet. Ein durch von Rebeur-Pachwitz vervollkommnetes Horizontalpendel erzeugt auf der Trommel Kurven mit zum Teil gänzlich unerwarteten Perioden, deren Aufklärung uns die Kenntnis wichtiger Zusammenhänge verspricht. Vor allem zeichnet es Erschütterungen auf, die auch von weit abliegenden Erdbeben herrühren. So machten sich selbst in Japan statifundene Erdbeben an dem in Straßburg aufgestellten Instrument bemerklich. —

Naturwissenschaftliches.

— **Tasthaare auf den Vorderfüßen der Säuger.** „Es ist allgemein bekannt“, schreibt Franz E. Weddard in „Nature“, „daß Raubtiere und andre — namentlich nächtliche — Säuger in verschiedenen Teilen ihres Gesichts mit zahlreichen langen Haaren, die man Tasthaare nennt, versehen sind. Die Schnurrhaare der Katzen sind wohl das bekannteste Beispiel. Aber es ist nicht so allgemein bekannt, daß bei denselben Tieren sehr häufig ein Busch langer Haare, zu dem ein Nerv läuft, auch auf dem Handgelenk vorhanden ist.“ Solche Tasthaare finden sich bei Lemuren, Raubtieren, Nagern und Beuteltieren, im besonderen bei allen Tieren, die ihre Vorderfüße zum Klettern und Ergreifen der Nahrung benutzen, nicht aber bei Säugetieren, welche ihre Vorderbeine nur als Laufbeine benutzen. Im allgemeinen sind sie nicht sehr auffällig, oft nicht einmal merklich dicker als die umgebenden Pelzhaare, manchmal aber in der Farbe verschieden. So fand Weddard sie z. B. schwarz bei einem blaßbraunen Eichhörnchen und weiß bei einer schwarzen Katze. Wo sie nicht in der Farbe verschieden sind, kann man sie in ihrer größeren Straffheit und auch in der Verbindung der Nervenendigung fühlen. Bei einem neugeborenen Kletterdeutler waren sie deutlich vorhanden, aber bei einem Känguruh von entsprechendem Alter war keine Spur einer mit diesen Haaren besetzten Hauterhöhung vorhanden, ebenso wenig wie bei Säugetieren. —

Meteorologisches.

ss. Ueber ein außerordentliches Meteor, das an nicht weniger als 258 Stellen in 35 englischen Grafschaften, ferner in Wales, auf der Insel Man und in Irland am 21. Oktober gesehen worden ist, hat jetzt ein Mitglied der Britischen Astronomischen Vereinigung sämtliche Nachrichten gesammelt. Das Meteor erschien in einer Höhe von etwa 110 Kilometern über der Erde und legte mit einer Geschwindigkeit von 18 Kilometern in der Sekunde eine sichtbare Bahn von 105 Kilometern zurück. Die Größe des Feuerballs wird mit verschiedenen Ausdrücken wiedergegeben: so groß wie eine Erdkugel, wie eine große Orange, ein Fußball, eine Kolosmih, ein Straußenei, ein Rindskopf, ein Laib Brot, eine Strahlenlaterne, ein Viertelliterglas; es ist auch mit einer großen, gut brennenden Cigarette verglichen worden. Andre Angaben, aus denen eine bessere Vorstellung entnommen werden kann, schildern den Körper als viele Male größer als den Jupiter, größer als die Venus, ein Fünftel oder ein Sechstel desmonds, ein Viertel desmonds, die Hälfte desmonds und sogar größer als der Mond. Es hat den Anschein,

als ob in Wahrheit der Durchmesser des Meteors, wie er in den Gegenden, über die es gerade hinwegstrich, gesehen wurde, von der Hälfte desmonds bis zu dessen Ganzen betragen haben muß, also geradezu eine ungeheure Naturerscheinung dieser Art. Die Schätungen der Helligkeit waren ebenso verschieden. Es wurde beschrieben: Heller als die Venus, gleich dem Licht desmonds im letzten Viertel und gar ebenso hell wie der Vollmond. Von dem Astronomen wird es nicht für unwahrscheinlich gehalten, daß sich der Glanz des Meteors in einigen Gegenden wirklich bis zur Mondhelle erhoben habe. Die Farbe des Meteors war eine bläuliche. Fast unmittelbar darauf folgte noch ein zweites von geringerer Größe und geringerem Glanz, das in der entgegengesetzten Richtung über den Himmel zog. Im Verlauf von 3 bis 4 Stunden wurden dann noch einige weitere beobachtet. —

Technisches.

— **Lack aus Holz.** Das Holz besteht im wesentlichen aus der Cellulose, dem Grundstoff der Zellwänden und dem sie im Laufe des Wachstums verdickenden Lignin, einem chemisch sehr wenig erforschten Gemenge von Stoffen. Die Verwertung des bisher nur als Verunreinigung des Zellstoffs bekannten, beim Kochen mit Sulfat entfernten Lignins strebt, wie von der „Techn. Wsch.“ berichtet wird, ein patentiertes Verfahren an, nach welchem Holz mit der doppelten Menge Anilin im Drucktopf auf 230 Grad erhitzt wird. Es wird dadurch das Lignin oder die infusierenden Stoffe von der Cellulose getrennt, welche letztere als Nebenzeugnis gewonnen werden soll, sich aber wohl zum größten Teil zerlegen dürfte. Das Lignin ist in dem Anilin gelöst enthalten und wird aus ihm entfernt, indem letzteres zum größten Teil abdestilliert und dem Rückstand ein geeignetes Füllungsmittel (z. B. Aether) zugefügt wird. Das abgeschiedene, noch eine geringe Menge Anilin enthaltene Produkt bildet eine tief braun gefärbte breiige Masse, die schichtweise aufgetragen, langsam zu einer elastischen, stark glänzenden, harten und geruchlosen Lackschicht eintrocknet. —

Humoristisches.

— **Aufmerksam.** Theaterdiener (bei der Premiere zu einem Herrn im Parlett): „Der Herr Direktor läßt Ihnen sagen, es wäre sehr rathsam für Sie, das Theater zu verlassen!“
Herr: „Warum denn?“
Theaterdiener: „Weil Sie dem Autor so auffallend ähnlich sehen!“ —
— **Nobel.** „Sieh nur, Mama, was für goldblondes Haar die Töchter des Arbeiters Schulze haben!“
„Aber Irma, merk' Dir: bei Kindern von Tagelöhnern spricht man höchstens von semmelblonden Haaren!“ —
— **In der Verlegenheit.** Förster (bei der Treibjagd): „Ihr Standnachbar, Herr Professor, hat mir soeben erzählt, Sie hätten eine Kuh toteschossen!“
Professor: „Unsinn — Sie sehen ja, daß meine Jagdtasche völlig leer ist!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ hat dieser Tage ihre 3000. Nummer ausgegeben, die Schöpfungen Franz Studt in gut gelungenen Holzschnitten zur Anschauung bringt. —
— **Venno Jakobsons** „Frauen von heute“ geht am Silvesterabend in Residenz-Theater zum erstenmal in Scene. —
— Der „Verein zur Förderung der Kunst“ veranstaltet in Gemeinschaft mit dem „Goethe-Bund“ am 17. Januar in der Philharmonie ein Goethe-Fest, welches zugleich die Premiere von Holzogens „Leberbrettl“ bringen wird. Das Leberbrettl wird dann noch an zehn Januar-Abenden in der SeceSSIONsbühne als „Vuntes Theater“ arbeiten. —
— „Die Sybille von Tivoli“, eine neue Oper von Alfred Sormann, ist vom Berliner Opernhause zur Aufführung angenommen. —
— „Im Namen des Gesetzes“, eine komische Oper von Siegfried Dohs, wird am 10. Januar durch den „Berliner Opernverein“ in der „Neuen Philharmonie“ aufgeführt werden. —
— **Mascagnis** neue Oper „Masken“ gelangt am 17. Januar zugleich in Mailand, Verona, Venedig, Genua, Rom und Neapel zur Aufführung. Der Komponist wird der Aufführung in Venedig beiwohnen, da die Oper einen venetianischen Vorwurf behandelt. —
— In Karlsruhe hat man dieser Tage ein aus Mozarts Jugendzeit stammendes, bisher nahezu unbekannt gebliebenes Konzert für drei Klaviere an die Oeffentlichkeit gebracht. —
— **Sola Beth** scheidet am Schluß dieser Saison aus dem Verbanne der Wiener Hofoper aus, um fortan dem Hamburger Stadttheater anzugehören. —
— „Cyrano de Bergerac“ wird gegenwärtig von dem Komponisten Puccini zu einer Oper verarbeitet, zu der Giobbe das Libretto schreiben wird. —
— Das Preisanschreiben für das Richard Wagner-Denkmal in Berlin ist fertiggestellt und gelangt vom 2. Januar ab zur Verfeindung. —